



Online-Rezensionen des Jahrbuchs zur Liberalismus-Forschung 2025/1

Felix Ludwig: Prediger der Demokratie. Die Deutsche Hochschule für Politik und die politische Bildung in West-Berlin (1949-1972/74)

Berlin: Gebr. Mann Verlag, 2023 (Schriften des Bundesarchivs, Sonderreihe „Die zentralen deutschen Behörden und der Nationalsozialismus“ Bd. 1), 448 S., Abb. XI, ISBN 978-3-7861-2891-7

Eingedenk der eindeutig unter liberalen Vorzeichen stehenden Vorläufer – Friedrich Naumanns „Staatsbürgerschule“ bzw. die daraus hervorgegangene „Hochschule für Politik“ –, an denen die *Crème de la Crème* des Weimarer Liberalismus lehrte, nimmt man eine Untersuchung zur „Deutschen Hochschule für Politik“ (DHfP) und ihrer Umwandlung in das „Otto-Suhr-Institut“ (OSI) der Freien Universität Berlin gern zur Hand. Verstärkt wird das Interesse einerseits noch durch die nostalgischen Erinnerungen, die die Gründungsväter des „Verbandes Liberaler Akademiker“ mit den Anfängen dieser (West-)Berliner Institution verbanden, wo ein Nukleus dieses Verbandes lag. Aber auch das Geleitwort von Michael Hollmann, Präsident des Bundesarchivs, erhöht die Spannung, wenn er eine neue Phase der „Kontinuitätsforschung“ angekündigt, die nun im Auftrag der „Bundesbeauftragten für Kultur und Medien“ vom Bundesarchiv koordiniert werde. Allerdings fragt man unwillkürlich, ob die „(Deutsche) Hochschule für Politik“ wirklich zu den „zentralen deutschen Behörden“ gehört, wie der Reihentitel suggeriert. Und es irritiert auch ein wenig, dass diese neue „Kontinuitätsforschung“ nun nicht mehr von Teams renommierter Historiker, sondern, zumindest in diesem Fall, von Doktoranden in Eigenregie betrieben wird. Denn der Band ist aus einer Dissertation am von Norbert Frei geleiteten „Jena Center Geschichte des 20. Jahrhunderts“ hervorgegangen, wobei unklar bleibt, wer der „Doktorvater“ gewesen ist (vgl. die Danksagung S. 422).

Das Thema „Kontinuität“ spielt dann auch nur anfänglich eine Rolle und ist eigentlich schon auf S. 38 erledigt: „Mehr als eine strukturelle Vorlage bot die alte Hochschule für das pluralistische Projekt ihrer Nachfolgeorganisation nicht.“ Diese Feststellung kommt nicht ganz unerwartet, denn eine so hochgradig „politische“ Institution konnte nach 1945 ideologisch und personell natürlich nicht in irgendeiner Form weitermachen; es gab auch nicht den faktischen Zwang zu personellen Kontinuitäten wie bei anderen, wirklich „zentralen deutschen Behörden“ (vgl. S. 82-91). Stärkere Verbindungslien zur Zeit vor 1933 zu schlagen, wird hier aber auch nicht versucht.

Damit werden auch die Erwartungen auf einen mehr oder minder wichtigen Beitrag zur Liberalismus-Forschung schnell enttäuscht. Das liegt zugleich an der Art und Weise, wie der Autor mit dem „liberalen Erbe“ umgeht, das zur Eröffnung der DHfP vom Festredner Theodor Heuss noch einmal beschworen



Felix Ludwig

Prediger der Demokratie

Die Deutsche Hochschule für Politik und die
politische Bildung in West-Berlin (1949-1972/74)

Gebr. Mann Verlag · Berlin

wurde. Dieser wurde natürlich nicht als „künftiger Bundespräsident“ eingeladen (S. 31), wovon im Januar 1949 niemand, er selbst eingeschlossen, etwas ahnte, sondern als wichtiger Repräsentant der alten Hochschule für Politik. Deren Geschichte wird einleitend sehr kurSORisch abgetan, dieser selbst ein „nationalliberales und nationalkonservatives“ Profil zugeschrieben (ebd.), das vor allem auf die „außenpolitische Restauration nach der Niederlage des Ersten Weltkriegs“ zielte (S. 32). Als jedoch Friedrich Naumann im Mai 1918 die Pforten seiner Staatsbürgerschule öffnete, hatte er in erster Linie innen- und parteipolitische Ziele. Mit einer totalen deutschen Niederlage rechnete er zu diesem Zeitpunkt nicht. Dieser unterstellten vornehmlich „revisionistischen“ Zielsetzung widerspricht auch das hohe internationale Ansehen, das die Fortführung von Naumanns Gründung in der Weimarer Zeit genoss.

Vor diesem so skizzierten Hintergrund ist es natürlich einfach, die wichtigen inhaltlichen Kontinuitätslinien von der Weimarer zur Nachkriegszeit nicht im Liberalismus, sondern bei den dort vor 1933 lehrenden, der Sozialdemokratie nahestehenden Dozenten auszumachen, wie Ludwig es tut. Es ist dann ebenso nicht weiter verwunderlich, dass Liberale in dieser Untersuchung keine oder allenfalls eine sehr geringe Rolle spielen, Hans Reif – Mitglied der „Liberalen Deutschen Partei“(!), (S. 141) – und Ella Barowsky werden als Dozenten am Rande erwähnt, Karl-Hermann Flach fehlt in der Aufzählung der bedeutenden Studenten der DHfP (vgl. S. 140).

Auch ohne Liberalismus-Bezug kann eine Publikation anregend und empfehlenswert sein. Nach dem Geleitwort des Bundesarchivpräsidenten und einer sehr reflektiert formulierten Einleitung steigt man gespannt in die Darstellung ein. Und zweifellos hat der Autor umfangreiches Material erschlossen: Gremienakten der DHfP und des OSI, Veranstaltungsverzeichnisse, Nachlässe der aus seiner Sicht wichtigsten Protagonisten sowie Aktenmaterial zur Berliner Landeszentrale für politische Bildung. Auch die umfangreiche Literatur zur Entwicklung der Politikwissenschaft und der politischen Bildung mit dem Fokus auf (West-)Berlin wurde gesichtet, insgesamt zweifellos viel Material.

Doch mit der Materialfülle tut sich der Autor sichtbar schwer, zumindest aus Sicht von außen. Beim nochmaligen Lesen des Hollmannschen Geleitworts fällt eine Formulierung auf, deren Zielrichtung anfangs nicht ganz klar ist: Hier läge eine erste Arbeit zur Frühzeit der Politikwissenschaft „an der Schnittstelle zwischen Ideen-, Institutionen- und Praxisgeschichte“ vor (S. 8). Im Nachhinein kann man das durchaus auch als Warnung verstehen. Denn in der Tat sucht der Autor seine Darstellung an drei Strängen aufzuziehen: erstens anhand des Denkens und Wirkens der in diesem Fall seiner Meinung nach drei wichtigsten Politikwissenschaftler, zweitens anhand der Entwicklung der Hochschule für Politik und des OSI von der Gründung bis zum Ausscheiden des letzten seiner drei Protagonisten sowie drittens anhand der Entwicklung der staatlich organisierten politischen Bildung in West-Berlin.

Das Problem ist, dass eigentlich schon jeder dieser drei Themenstränge genug Stoff für Dissertationen liefert und ihre Verknüpfung vor allem auch eine Reduzierung des Materials erfordert, was nicht unbedingt zu den Stärken dieser Arbeit gehört. Dankenswerterweise ist angesichts der Unzahl an auftretenden Personen vor allem aus dem West-Berliner Umfeld ein Namensregister beigegeben, das aber nicht in jedem Fall zuverlässig ist: Der langjährige Bildungssenator Werner Stein taucht unter W auf, mit „Moltke, James von“ ist der Widerstandskämpfer Helmuth James von Moltke gemeint, der auch kein direkter „Nachfahre des berühmten Generals aus dem deutsch-französischen Krieg“ (S. 58), sondern der Urgroßneffe des langjährigen Generalstabschefs der preußischen Armee – und nicht im Register genannten – Helmuth von Moltke gewesen ist. Trotz des Registers hat es der Leser nicht leicht, die Übersicht im Tableau der auftretenden Personen zu behalten.

Relativ einfach ist das noch im ideengeschichtlichen Abschnitt, der sich um die drei Politikwissenschaftler Ernst Fraenkel, Otto Heinrich von der Gablentz und Ossip K. Flechtheim dreht. Ihre wissenschaftliche Herkunft wird ausführlich geschildert, die Unterschiede in der Entwicklung ihrer intellektuellen

Ausrichtung auch keineswegs verschwiegen: eine klassisch sozialdemokratisch, später eher sozialliberale bei Fraenkel, eine christlich-sozialistisch geprägte konservative bei v.d. Gablentz und eine links- und dogmatische bei Flechtheim. Das hindert Ludwig aber nicht, allen dreien ein gemeinsames „Pluralismus-Projekt“ zu unterstellen, das sie an der DHfP und nachher am OSI verfolgt hätten (vgl. S. 11, 38, 137-152 u. 417). Nun verbindet man eine intensive Auseinandersetzung mit dem Pluralismus-Begriff landläufig vor allem mit Ernst Fraenkel, der stark von seinen Exiljahren in den USA geprägt war (vgl. S. 122-126). Für das Oeuvre der anderen beiden ist eine solche Bedeutung zumindest bislang nicht bekannt. Es erscheint zweifelhaft, ob ein solcher, „missionarischer“ Pluralismus-Grundkonsens am Anfang bestanden hat, nur v. d. Gablentz lehrte seit Beginn an der DHfP, Fraenkel stieß 1951 dazu, Flechtheim noch ein Jahr später. Bezeichnenderweise heißt zu den beiden Letztgenannten, als es 1958 heftige Kontroversen zwischen ihnen über die inhaltliche Ausrichtung eines Nachschlagewerkes ging: „Während über den Pluralismus als Grundsatz nicht gestritten wurde, gingen die Meinungen zu der Frage, wie er auszusehen hatte, teils weit auseinander“ (S. 180). Im weiteren Verlauf ist des Öfteren davon die Rede, wie sehr man sich in Sachen Pluralismus(-Projekt) auseinanderentwickelte (vgl. etwa S. 226, 238, 371). Wenn es einen Grundkonsens an der DHfP gab, der über die drei Genannten hinausging, dann war es naheliegenderweise eine nur selten explizit formulierte antitotalitäre Grundhaltung, die die Dozenten der DHfP quasi zwangsläufig zu „Predigern der Demokratie“ machte. Aber auch dieser titelgebende Terminus, dem Schreiben eines in der Landeszentrale wirkenden Fraenkel-Schüler entnommen, spielt nur einleitend eine Rolle (vgl. S. 9 f.).

Ist schon dieser ideengeschichtliche Strang etwas verwirrend, so gilt das ebenso für die institutionen- und praxisgeschichtlichen Teile. Dies liegt auch daran, dass der Autor seine eigenen Schlussfolgerungen offenbar in Folge der Materialfülle häufig umgehend relativiert oder sich in Widersprüche verstrickt (vgl. beispielsweise S. 105 f., 197 u. 199, 216 u. 220, 353 f., 376 ff.). Es gibt eine Reihe von Formulierungen, die irritieren, etwa wenn es zu Flechtheim heißt: Er sei bereits in den 1950er Jahren „ein kritischer Pluralist wider Willen“ gewesen (S. 65), für einen „Missionar“ in Sachen Pluralismus eher eine problematische Ausgangsbasis.

Gerade auch die weitere Entwicklung der DHfP, nachdem sie – wie breit und durchaus interessant geschildert wird – 1958 unter dem Namen ihres Spiritus Rectors als OSI in die Freie Universität übergewechselt war, zeigt, wie sehr sich die Vorstellungen, welche Werte und Ideen die Politikwissenschaft und indirekt auch die politische Bildung vertreten sollte, auseinander entwickelten: Der eingefleischte Sozialliberale Fraenkel litt unter den antipluralistischen Forderungen und Provokationen der in den späten 1960er Jahren „rebellierenden“ Studenten, während sich – überraschenderweise – v.d. Gablentz zumindest teilweise und vor allem Flechtheim anpassten und die „Demokratisierung“ ihres Instituts unterstützen. Der frisch emeritierte Fraenkel gehörte dagegen zu denen, die die konservative „Tendenzwende“ einzuleiten versuchten (vgl. S. 358 f.).

Hinsichtlich der Geschichte der politischen Wissenschaft und der politischen Bildung in West-Berlin sowie ihrer Verbindung untereinander wird – wie erwähnt – sehr viel Material ausgebrettet. Letztlich ist dies – angesichts der damaligen politischen Verhältnisse in der Landes- bzw. Stadtpolitik nicht überraschend – auch ein Beitrag zur Geschichte der Sozialdemokratie und ihres Umfeldes, wobei der liberale Anteil an der Institutionengeschichte leider weitgehend unterdrückt wird. Aber auch ungeachtet dessen bleibt ein skeptischer Eindruck, denn selbst der wohlwollende Leser verliert des Öfteren die Übersicht bzw. sieht sich mit irritierenden Formulierungen oder Querverweisen konfrontiert. Neben den bereits genannten nur noch ein weiteres Beispiel aus der Schlusspassage, wo man folgendes Fazit zu den Bemühungen der „Prediger der Demokratie“ lesen kann: Sie „fochten einen beständigen Kampf um die Bundesdeutschen gegen die Windmühlen autokratischer Versuchungen – jene Bundesdeutschen, die schon einmal bewiesen hatten, wie anfällig sie dafür waren“ (S. 421). Lässt man einmal das

schwerverständliche Windmühlen-Bild beiseite, muss man doch fragen, inwiefern sich die „*Bundesdeutschen*“ zwischen 1949 und 1974, als Flechtheim beim OSI ausschied, anfällig für totalitäre Anfechtungen erwiesen hätten. Denn die Bewohner der Bundesrepublik kann man ja nicht direkt für das, was ab 1933 auf dem Territorium des Deutschen Reiches und nach 1945 auf dem der späteren DDR geschah, verantwortlich machen. Nicht nur hier wundert man sich, wenn im Nachwort dem herausgebenden Verlag für ein „gründliches Lektorat“ gedankt wird.

Insgesamt drängt sich der Eindruck auf, dass weniger vielleicht mehr gewesen wäre. Denn die Verbindungslien zwischen den drei Strängen, so sehr sich der Autor bemüht, diese vor allem anhand der handelnden Personen aufzuzeigen, verschwimmen doch immer wieder in der Materialfülle. So liegt hier eine materialreiche Grundlage vor, die in etlichen Teilen noch einer tieferen Durchdringung und vor allem stringenteren Darstellung harrt. Wichtige und verdienstvolle Vorarbeiten dafür sind in jedem Fall aber gemacht.

Bonn

Jürgen Frölich



ARCHIV DES
LIBERALISMUS

Friedrich Naumann Stiftung
Für die Freiheit.

in Kooperation mit



recensio.net